

CHARLOTTE LINK

WILDE LUPINEN

blanvalet

E-BOOKS

3

Seit 1933 gab es ihn nicht mehr, Max Reinhardt, als Chef der berühmten Theater in Berlin. Aus Oxford hatte er einen Brief an den Präsidenten der Reichskulturkammer geschrieben und ihm darin sowohl das »Deutsche Theater« als auch die »Kammerspiele« gewissermaßen geschenkt. Fortan hatten die Nazis die Regie übernommen, unterstellten die Theater dem KDF - Kraft durch Freude - und sorgten für Popularität und hohe Besucherzahlen. Nur wenigen kleinen Privattheatern gelang es, sich daneben zu halten, die meisten wurden Opfer eines zermürbenden, nervenaufreibenden Existenzkampfes.

Max Marty haßte die Nazis, er hatte sie von Anfang an gehaßt, ihre Anmaßung, alles und jeden in Deutschland unter ihre Kontrolle bringen zu wollen, die persönliche Freiheit eines jeden Bürgers drastisch zu beschneiden, ihre Skrupellosigkeit, mit der sie an allen Ecken und Enden des Landes Spitzel einsetzten und kleinen Tyrannen die Möglichkeit gaben, sich aufzuspielen und ihren Mitmenschen das Leben schwerzumachen.

Es war ihm gelungen, ein Engagement an der »Komischen Oper« zu bekommen, einem Privattheater, das kritische Stücke spielte und sich wenig um Goebbels' Vorschriften kümmerte.

Max, der am Deutschen Theater zu den aufstrebenden Darstellern gehört hatte, mußte hier ganz von vorne anfangen. Er bekam nur kleine Rollen, schien niemanden so recht von seinen Fähigkeiten überzeugen zu können, wurschtelte sich irgendwie durch und sah keine großen Perspektiven für die Zukunft. Der lebensfrohe, temperamentvolle Mann wirkte jetzt oft bitter und zynisch. Manchmal saß er stundenlang in irgendeiner Ecke und grübelte vor sich hin.

Belle und er hatten nun tatsächlich auf Lulinn geheiratet, wenn auch ohne Felicias persönlichen Segen, wie Max es leicht ironisch formulierte. In einem langen, aufgeregten Telefongespräch hatte Felicia ihrer Tochter zu erklären versucht, daß Peter Liliencron dringend hätte verreisen müssen und daß in der Fabrik nun alles drunter und drüber ginge.

»Verstehst du das?« fragte sie Max. »Was kann denn da passiert sein?«

Max sah sie nachdenklich an. »Liliencron mußte verreisen? Soso.«
Er sagte nichts weiter, aber er dachte sich seinen Teil.

Am traurigsten war Onkel Johannes, Felicias Bruder. Er hing sehr an seiner Schwester, hatte sie aber seit Jahren nicht mehr gesehen. Modeste machte ein paar giftige Bemerkungen, Joseph machte Belle nervös, indem er sie ständig zu trösten versuchte, und der unstete Sergej betrank sich, weil er Felicia um Geld hatte anpumpen wollen und sich nun seine Hoffnungen nicht erfüllten. Susanne und Cousin Paul fungierten als Trauzeugen.

Es war eine schöne Hochzeit, ein herrlicher, sommerlich warmer Tag. Selbst die alte Urgroßmutter Laetitia, die ihr Bett nur noch selten verließ, nahm an der Trauung teil. Belle, im weißen Kostüm, strahlte und übersah, daß ihr Bräutigam wieder einmal in düstere Gedanken versunken war.

Die Nacht wollten sie nicht in Belles kleinem Erkerzimmer verbringen, sondern in einem der großen Gästezimmer. Jadzia hatte das Bett mit blaßgelber Seide bezogen und einen großen Strauß leuchtendbunter Tulpen auf die Kommode gestellt. Außerdem mußte sie irgendeinen Duft versprüht haben, denn es hing ein schwerer, süßlicher Geruch zwischen den Wänden, der an einen orientalischen Basar oder an das Zelt eines Sultans erinnerte.

»O Gott«, sagte Max, als er das Zimmer betrat, »mach schnell das Fenster auf. Das schlägt einen ja zu Boden!«

Belle eilte zum Fenster, riß es auf. Milde Nachtluft flutete herein. Draußen hob sich ein hoher, schwarzer Himmel, übersät mit Sternen. Belle atmete tief. »Es ist so schön hier! So wunderschön! Das ganze Leben ist so schön!«

Max ließ sich in einen Sessel fallen und lockerte seine Krawatte. Er sah angespannt aus. »Ländliche Idylle«, murmelte er.

Belle hatte schon gemerkt, daß er von Lulinn nicht so verzaubert war wie sie. Er hatte keinen Blick für die Rapsfelder, die Eichen, die Pferde, den Himmel. Die Verwandtschaft ging ihm auf die Nerven, er schien nur eine gewisse Achtung vor Urgroßmutter Laetitia zu haben und sich einigermaßen mit Onkel Johannes zu verstehen. Alle anderen fand er mehr oder weniger unmöglich, und er gab sich nicht allzuviel Mühe, das zu verbergen. Mit Modeste wäre er sogar beinahe in einen Streit geraten, weil sie lauthals die Tugenden der Nazis pries. »Haben wir denn noch Arbeitslose? Liegt unsere Wirtschaft noch am Boden? Mit Hitler ist alles besser geworden, wir können uns nicht beklagen!«

Max hatte Augen gemacht wie der Teufel. »Sie wissen, daß Sie von einem Mann reden, der jegliche Opposition in diesem Land gnadenlos bekämpft, der unsere geistigen Größen zwingt, ins Ausland zu emigrieren, der ...« Er unterbrach sich, wissend, daß solche Reden gefährlich werden konnten. »Aber wozu soll ich Ihnen das alles aufzählen«, sagte er, »haben Sie ›Mein Kampf‹ gelesen?«

Im Wohnzimmer von Lulinn stand »Mein Kampf« natürlich im Bücherschrank, so wie in vielen deutschen Wohnzimmern, aber Modeste hatte keine Zeile davon gelesen, denn sie scheute überhaupt davor zurück, dicke Bücher in Angriff zu nehmen.

»Ich weiß, was da drin steht«, erwiderte sie ausweichend.

»Offenbar nicht«, sagte Max.

Modeste plusterte sich auf wie ein Huhn. »Ich muß mir verbitten, daß Sie in diesem Ton mit mir reden! Und Ihre Hetzreden sparen Sie sich bitte auch. Als ob Sie nicht wüßten, daß es der Führer war, der unser am Boden liegendes Land nach dem Schanddiktat von Versailles wieder in die Höhe gebracht hat!«

Max grinste böse. »Nicht Politik ist unser Schicksal, sondern die Wirtschaft. Das sagte unser ehemaliger Reichsaußenminister Walter Rathenau. Er hatte recht. Es war die wirtschaftliche Lage Deutschlands, die Hitler an die Spitze katapultiert hat.«

»Zweifellos«, murmelte Onkel Jo, und dann herrschte ein paar Minuten ungutes Schweigen in der Runde.

»Es kommen schwere Zeiten auf uns zu«, sagte Max nun, während er in einem Sessel im Schlafzimmer saß und hinausstarrte, ohne die Schönheit der ostpreußischen Nacht zu sehen. »Wenn wir wenigstens mehr Geld hätten!«

Belle seufzte leise. Warum mußte er *jetzt* damit anfangen? Sie waren seit wenigen Stunden verheiratet, und schon fiel er wieder in diese grüblerische Stimmung, die sie zu fürchten gelernt hatte. Das, was sie an ihm so faszinierte, daß sie ihn unbedingt hatte heiraten wollen, das Schwerblütige, Komplizierte in seinem Wesen, machte ihr auch angst. Er war ihr ferner als der Mond, sie stand ihm hilflos gegenüber, fühlte sich von seinem Innersten ausgeschlossen und abgelehnt.

Sanft berührte sie nun seine Wange. »Max! Nicht anfangen zu grübeln! Morgen, ja? Morgen reden wir über alles.«

»Morgen! Morgen ist auch nicht besser als heute! Ich frage mich, wovon wir leben werden. Was mit uns allen geschehen wird. Wie wir beide es schaffen sollen!«

Theoretisches Gerede, immer, es war so typisch für ihn!

»Wir verdienen doch beide Geld. Ich weiß, es ist nicht viel, aber...«

»Aber du bist bald ein Star und kaufst dir eine Villa auf Schwanenwerder, ich weiß.«

»Ach, ich habe keine Ahnung, ob ich jemals ein Star werde«, sagte Belle ungeduldig. »Jedenfalls hat uns meine Berliner Großmutter angeboten, bei ihr in der Schloßstraße zu wohnen. Es ist so eine große Wohnung, daß wir einander bestimmt nicht stören. Nicola und Sergej haben dort auch ein Jahr gelebt, bevor Sergej nach Breslau mußte, und es ging gut.«

»Nicola und Sergej! Ausgerechnet die beiden mußt du jetzt nennen! Sergej ist ein leichtsinniger, arroganter Lebemann, der nicht mehr im Kopf hat als sein neues Rasierwasser und irgendeine schicke Krawatte. Und Nicola ...«

»Ja?« fragte Belle aggressiv. Jetzt zückte sie die Krallen. Über Sergej mochte Max noch sagen, was er wollte, Sergej hatte in die Familie eingeheiratet, das war fremdes Blut, für das sich Belle nicht verantwortlich fühlte. Aber Nicola... die Cousine ihrer Mutter... Max sollte es wagen, ein Wort gegen sie zu sagen! »Was ist mit Nicola?«

»Entschuldige, aber sie ist wirklich reichlich oberflächlich. Ein hübsches Püppchen, das sich gut anzuziehen und zu frisieren weiß, aber sehr viel mehr ...«

»Wenn dir meine Familie nicht paßt«, unterbrach Belle mit kalter Stimme, »kannst du selbstverständlich gern weiterhin in deiner Kammer am Prenzlauer Berg hausen. Ich werde dort aber nicht leben. Ich bleibe bei meiner Großmutter in Charlottenburg.«

»Natürlich! Madame wäre in einer Arbeitergegend ja auch völlig fehl am Platz!«

»Gut, daß du das einsiehst!«

»Dann dürfte im Augenblick jede weitere Diskussion sinnlos sein.« Max erhob sich. Sie standen einander in dem dunklen Zimmer gegenüber, nur eine kleine Lampe brannte, die Luft war noch immer geschwängert von dem süßlichen Geruch, der Belle bereits Kopfschmerzen machte.

»Ich glaube, ich gehe noch etwas spazieren«, sagte Max und öffnete die Tür. »Warte nicht auf mich.«

»Worauf du Gift nehmen kannst!« fauchte Belle. Die Tür fiel hinter ihm zu. Belle war allein mitsamt den Blumen und dem gelbseidenen Bett. Einen Moment war sie versucht, irgend etwas mit voller Wucht zu zerschmeißen, die porzellanene Waschschüssel vielleicht, aber sie riß sich zusammen. Sollte Max doch bleiben, wo der Pfeffer wächst!

Sie verließ den Raum, stieg die Treppe hinauf und huschte in ihr eigenes kleines Zimmer mit dem Apfelbaum vor dem Fenster. Zum Glück hatte keiner sie gesehen; für Onkel Joseph wäre es ein gefundenes Fressen, die junge Braut in ihrer Hochzeitsnacht auf der Flucht zu ertappen. Sie legte sich ins Bett, aber sie konnte nicht einschlafen. Sie drehte an ihrem Ehering, und sie begann sich zu fragen, ob sie einen Fehler gemacht hatte.

Tom Wolff hatte zeitlebens Angst vor dem Alter gehabt. Dem großen, schweren Mann, vital, derb und einschüchternd, bereitete der Gedanke, hilflos und schwach zu werden, schlaflose Nächte. Worauf sollte er dann zurückgreifen? Er verfügte zwar über genügend

Bauernschläue, nicht aber über feine Bildung, mit der er sein Auftreten ein wenig hätte würzen können. Andere Männer schlugen dem Alter ein Schnippchen, indem sie die grauhaarigen, eleganten, lebensklugen Gentlemen spielten, denen dann zumindest noch die jungen Frauen mit Vaterkomplexen hinterherliefen. Tom Wolff, der einst bettelarme Bauernsohn aus dem Bayerischen Wald aber, war weder Gentleman noch elegant und lebensklug höchstens, was das Geldverdienen anging. Und grauhaarig allein reichte nicht aus. Deshalb hatte er 1932 beschlossen, reich zu werden, soviel Geld zu haben, daß sein Doppelkinn, seine Tränensäcke, die schlaffen Wangen und die faltige Haut nichts mehr wogen. Es schien die einzige Chance, den bald nahenden sechzigsten Geburtstag halbwegs würdevoll zu ertragen.

Tom Wolff hatte bis zum großen Börsenkrach zusammen mit Felicia Lavergne die große Textilfabrik geführt, und dann, ebenfalls gemeinsam mit Felicia, alles verloren, was er besaß. Damals war er zusammengebrochen. Beraubt aller irdischer Güter schien es ihm, als bleibe nichts mehr von ihm übrig. Kat, seine schöne, schwarzhäufige Frau, die Schwester von Felicias geschiedenem Mann, hochmütig und unnahbar, hatte ihm damals auf die Füße geholfen.

»Du liebst mich nicht!« hatte er weinend geschrien, und sie hatte kühl geantwortet: »Nein. Aber ich glaube noch immer an dich.«

Das hatte ihn aufgerüttelt. Zum Teufel, sie hatte recht! Er war Tom Wolff! Ein Bauer von einem gottverlassenen Hof dicht an der tschechischen Grenze, ungehobelt und plump, aber schlau, gewitzt, immer eine Spur schneller als die anderen. Ausgestattet mit einer erstklassigen Nase für gute Geschäfte. Er war beinahe sechzig Jahre alt, dickbäuchig und kurzatmig – sein Herz begehrte dann und wann gegen das übermäßig viele Essen, den Alkohol und die Zigaretten auf –, aber er war nicht zu alt, um es noch einmal zu schaffen. Seiner Erfahrung nach wurden Ehrgeiz, Mut und gute Ideen stets belohnt, und alle drei Tugenden waren ihm zu eigen. Wenn er nur wollte, konnte er nach oben kommen.

Tatsächlich kam er nach oben. 1938 zählte er schon wieder zu den ganz reichen Männern von München, lebte in einem wunderschönen Haus gleich am Nymphenburger Schloß und protzte mit einem nagelneuen Cabrio von Daimler Benz. Für all das zahlte er keinen geringen Preis.

Es war Anfang Oktober, auf den Straßen lag schon das erste Laub, ein kühler Wind rüttelte an den Fensterscheiben, immer wieder spritzte Regen aus den tiefhängenden Wolken. Tom Wolff richtete sich im Bett auf und betrachtete die schlafende Frau neben sich. Wie sooft erfüllte ihn mit Widerwillen, was er sah. Lulu hörte eigentlich auf den biederem